

nicht nur in Logik und Dialektik unterrichten, sondern auch in ganz anderen Dingen. Sein Plan wird aufgehen ...

Lehrjahre eines Meisters

Pierre Abaelard wird im Jahre 1079 im bretonischen Le Pallet bei Nantes als Sohn des Ritters Berengar und dessen Frau Lucia geboren. Als junger Mann verzichtet er zugunsten seiner jüngeren Brüder Raoul und Dagobert auf sein Erstgeburtsrecht und den kriegerischen Ritterstand und lässt sich sein Erbe ausbezahlen. Abaelard hat andere Lebenspläne: Er will studieren. Das Studium beinhaltet nach der klassisch-antiken Einteilung die sieben freien Künste (*septem artes liberales*): das »Trivium« Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Logik) und das »Quadrivium« Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Im späten 11. Jahrhundert stehen jedoch Philosophie und Theologie im Mittelpunkt, wobei die Philosophie – darunter versteht man damals Logik und Dialektik – gleichsam nur die Dienerin der Wissenschaft vom Glauben ist. Es gibt zu dieser Zeit noch keine Universitäten als königliche oder städtische Einrichtungen mit bestallten Professoren, sondern einzelne Gelehrte, die an ihren Wohnorten, meist in ihren Privaträumen, Unterricht halten. In der Regel sind es Kleriker, die in Domherrenarealen oder als Mönche und Äbte in Klöstern leben und hier ihre Schüler um sich scharen. Der Ruhm dieser Gelehrten verbreitet sich – obgleich sie keine akademische Institution im Rücken haben – durch ihre Schriften und Briefe, aber auch durch die Mundpropaganda rasch im gesamten christlichen Abendland, und so ist es nicht verwunderlich, dass aus ganz Frankreich, ja sogar aus anderen europäischen Ländern junge Männer herbeiströmen, um gegen Zahlung von Kost, Logis und Studiengebühr bei einem dieser Philosophen Schüler zu werden. Auch werden damals noch nicht klassische Vorlesungen über ein Wissensgebiet gehalten, sondern es werden philosophische und theologische *lectiones* geführt, Diskussionen und Streitgespräche über einen bestimmten Lehrsatz, der mit logischen und dialektischen Mitteln, auf der Grund-

lage von These, Antithese und Synthese auf seine Wahrheit überprüft und in seiner Bedeutungsbreite erörtert wird. Diese mit Mitteln der Vernunft sich erschließende Weisheitslehre, die auch nicht vor tradierten Glaubenssätzen haltmacht, ist die Basis der sich formierenden Scholastik, zu deren ersten und besten Vertretern bald auch Pierre Abaelard gehören wird.

Abaelard macht sich nun auf – mit dem Segen seines Vaters, der selbst einen Hang zur Philosophie hat –, um bei den bekanntesten Gelehrten Frankreichs zu studieren: Zunächst wandert er nach Loches, wo Roscelin von Compiègne lehrt. Pierre Abaelard wird in den sieben freien Künsten unterrichtet, wobei ihn, wie er gesteht, Geometrie und Arithmetik, Musik und Astronomie nur wenig interessieren. Das Trivium jedoch schlägt den jungen Studenten ganz in den Bann. Vor allem die antiken Autoren Platon, Aristoteles und Cicero weiten sein Denken und schärfen seinen Stil. Nach Zwischenstationen in Angers und Tours zieht Abaelard nach Paris, das damals zwar Königsstadt ist, aber noch keineswegs das geistig-kulturelle Zentrum Frankreichs darstellt (das Herrschaftsgebiet des Königs ist im Wesentlichen auf die Region Francia, in etwa der heutigen Île de France vergleichbar, beschränkt). Doch in Paris, das wiederum kaum über die beiden Inseln in der Seine hinausreicht, haben sich im Schatten der Kathedrale Notre-Dame und der umliegenden Klöster ein paar Gelehrte niedergelassen, deren Ruf und Ruhm weit über die Stadt hinaus strahlen. Einer von ihnen ist Guillaume (Wilhelm) von Champeaux, und bei ihm will Abaelard in die Lehre gehen. Doch bald kommt es zwischen Schüler und Meister zu Unstimmigkeiten. Abaelard, das beweist auch sein ganzes späteres Verhalten, ist nicht nur ein kluger Kopf mit messerscharfem Verstand, er besitzt auch ein gesundes Selbstvertrauen, das gleichwohl an Arroganz grenzt. In dialektischen Streitgesprächen mit Guillaume bringt er seinen Meister nicht nur argumentativ in Bedrängnis, er schwingt sich auch bald zu der Haltung auf, klüger als Guillaume und unumstößlich im Recht zu sein. Später hat Abaelard dies in einem langen Bekenntnisbrief offen eingestanden (ohne es zu bereuen): »Ich besuchte eine Zeit lang seine Schule und war anfangs ganz wohl bei ihm gelitten; bald aber

wurde ich ihm höchst unbequem, da ich von seinen Sätzen einige zu widerlegen versuchte und mir wiederholt herausnahm, ihn mit Gegengründen anzugreifen, wobei ich ihm einige Male sichtlich überlegen war. Auch die bedeutendsten meiner Mitschüler gerieten darüber sehr in Entrüstung, umso mehr, als ich der Jüngste war und von allen die kürzeste Studienzeit hinter mir hatte. Und so begann die lange Kette meiner Leiden, die noch immer ihr Ende nicht erreicht haben.«

Wachsender Ruhm

Bereits im Jahre 1102, er ist dreiundzwanzig, dünkt sich Abaelard reif genug, selbst Vorlesungen zu halten und Schüler um sich zu scharen. Nicht Paris soll es sein, da hier Guillaume, mit dem er offen bricht, noch immer die Koryphäe ist, sondern eine andere königliche Stadt: Melun. Abaelard erinnert sich: »Und schon fasste ich einen Schauplatz für meine künftigen Taten ins Auge: nämlich Melun, einen Ort, der damals als königliche Residenz von großer Bedeutung war. Mein Lehrer [Guillaume] merkte meine Absicht, und um meine Schule möglichst entfernt von der seinigen zu halten, bot er, solange ich seine Schule noch besuchte, insgeheim alle Mittel auf, um die Einrichtung meiner eigenen zu verhindern und mir den Ort [Melun], den ich gewählt hatte, unmöglich zu machen. Allein, er hatte sich mit einigen einflussreichen Herren des Landes verfeindet; mit ihrer Hilfe führte ich meinen Plan zum Ziel, und gerade seine offenkundige Missgunst verschaffte mir das Vertrauen der Mehrzahl.«

Einer der »einflussreichen Herren«, die den jungen Abaelard protegieren, ist Robert de Melun, der – ein gebürtiger Engländer – in Paris studiert hat und später ebendort Theologie lehrt. Neue Besen kehren bekanntlich gut, und so verlassen bald einige Studenten Guillaume de Champeaux und folgen Abaelard nach Melun. Nachdem es auch hier bald zu Intrigen und Anfeindungen gegen den neuen Dozenten kommt, verlegt Abaelard seinen Wirkungsort nach Corbeil. Immer mehr Studenten strömen zu ihm,

sein guter Ruf als Dialektiker verbreitet sich rasch von Mund zu Mund, oder, wie er selbst es umschreibt: »So wuchs meines Ruhmes wegen mein Selbstvertrauen immer mehr [...].«

Lehre und Forschung nehmen Abaelard ganz in Beschlag, tagsüber unterrichtet er die wachsende Zahl von Studenten, nachts liest er philosophische und theologische Traktate und verfasst eigene Schriften. Er ist unermüdlich, ein Privatleben scheint er nicht zu haben, ein Liebesleben wird verdrängt. Irgendwann in diesen Jahren kommt der geistige und körperliche Zusammenbruch, ein Burn-out, wie man heute sagen würde: Er verlässt seine Studenten und geht zurück nach Le Pallet, in den Schoß seiner Familie, um dort Kraft zu tanken und sich auf die weiteren Herausforderungen vorzubereiten.

Die sind tatsächlich mehr als groß: Abaelard kehrt nicht zu seinen Studenten nach Corbeil zurück, sondern geht nach Paris. Er mimt den Reumütigen und bittet Guillaume de Champeaux, ihm in der Rhetorik den letzten Schliff zu geben. Guillaume, treuherzig und etwas naiv, nimmt den zerknirschten Studenten wieder auf. Aber schon bald kommt es erneut zu Auseinandersetzungen. Abaelard kann und will sich nicht unterordnen, und tatsächlich scheint er in den meisten Disziplinen dem Meister überlegen zu sein. Er schart wieder eigene Schüler um sich, und Guillaume zieht sich resigniert ins Privatleben nach Châlons-en-Champagne zurück, nicht ohne einen seiner treuen Anhänger auf seinen Lehrstuhl gehievt zu haben. Abaelard hingegen wird nach Hause, in die Bretagne gerufen, denn seine Mutter Lucia und sein Vater Berengar haben sich, nachdem alle Söhne erwachsen sind und der elterlichen Aufsicht nicht mehr bedürfen, entschieden, in ein Kloster einzutreten, um dort einen gesicherten Lebensabend zu verbringen und etwas für ihr Seelenheil zu tun. Abaelard eilt also nach Le Pallet, ordnet als ältester Sohn die Familienangelegenheiten und kehrt 1114 nach Paris zurück, wo er an der Schule von Notre-Dame einen Lehrauftrag für Dialektik und Theologie annimmt. Nachdem er auch Anselm von Laon, den einstigen Lehrmeister Guillaumes, in einer öffentlichen Schau-Kommentierung einer kniffligen Bibelstelle (nach nur einer Nacht Vorbereitung) bloßge-

stellt und übertroffen hat, gilt Abaelard bei den Studenten in Paris als der »Star« unter den Gelehrten. Abaelard kann sich der Schüler, die von ihm unterrichtet werden wollen, kaum erwehren. Der mit Abaelard bekannte Benediktinermönch Fulko von Deuil bestätigt das: »Die ferne Bretagne schickte dir [Abaelard] ihre ungeschliffenen Menschen, um sie zu bilden. Die Bewohner von Anjou wurden ihrer alten Rohheit Herr und begannen, dir zu dienen. Leute aus dem Poitou, aus der Gascogne, Iberer, Normannen, Flamen, Teutonen und Sweben lobten dich einstimmig und folgten dir eifrig. Alle Bewohner der Stadt Paris und der Provinzen Galliens, ob nah oder fern, dürsteten danach, dich zu hören, als ob sie der Wissenschaft nirgendwo anders begegnen könnten als bei dir.«

Eine Liebe und ihre Folgen

Abaelard ist fünfunddreißig Jahre alt. Er wird von vielen verehrt, bewundert und beneidet: Seine zahlreichen zahlenden Schüler bringen ihm gutes Geld ein. Er ist ein Mann in den besten Jahren, gebildet, erfolgreich, nach eigenem Zeugnis attraktiv. Er hat seine Leidenschaft, die Philosophie, zum Beruf gemacht. Doch etwas fehlt ihm, das wird ihm in jenen Jahren des äußeren Erfolgs mehr und mehr bewusst: die Liebe. Ihm fehlt eine Frau, die ihm Wärme und Verständnis entgegenbringt, bei der er, der sich immer gegen andere hat behaupten müssen, sich auch einmal anlehnen darf. Er hat dieses Bedürfnis lange Zeit verdrängt, Erfolg und Arbeit leisteten dem Vorschub. Aber schon einmal hat er einen geistigen Zusammenbruch erlitten. Nun, in Paris, an der Schule von Notre-Dame, auf dem Zenit dessen, was einem Gelehrten seiner Zeit erreichbar scheint, fühlt er sich bei aller Betriebsamkeit, bei allem Erfolg doch leer und unbefriedigt.

Da wird er eines Tages auf eine schöne junge Frau aufmerksam, die ihm in den engen Gassen der Île de la Cité begegnet. Er erkundigt sich nach ihr: Es handelt sich um die noch nicht zwanzigjährige Héloïse, Nichte des Domherren Fulbert. In der Kanonikerstadt um Notre-Dame kennt man sich, weiß Geschichten von-

einander zu erzählen, und so erfährt Abaelard, dass Héloïse eine wissensdurstige junge Frau ist, die Latein beherrscht, in der Grammatik und der Lektüre der antiken Autoren und der Kirchenväter bewandert ist, sich für Philosophie und Theologie interessiert. Sie hat ein paar Jahre lang ihre Bildung bei den klugen Nonnen von Notre-Dame d'Argenteuil erhalten. Nun ist sie zurück in Paris und will weiter studieren, anstatt sich auf eine Ehe und das Dasein als Hausfrau und Mutter vorzubereiten. Was zur damaligen Zeit für eine Frau als beinahe undenkbar und geradezu anstößig gilt, nimmt diese Héloïse für sich wie selbstverständlich in Anspruch: Sie erstrebt eine akademische Bildung, und ihr wohlmeinender, sie liebender Onkel Fulbert will ihr dies gewähren.

Abaelard fasst einen Entschluss: Er will diese junge Frau kennenlernen. Und: Er will mit ihr die körperliche Liebe teilen, die er sich bislang versagt hat (denn bislang fehlten ihm die Zeit und die Gelegenheit, und zu den käuflichen Frauen von Paris zu gehen, um »den schmutzigsten Verkehr mit Buhlerinnen« zu haben, stieß ihn ab). Die unbefriedigte Lust wird ihm mehr und mehr zum Stachel im Fleisch, wie er bekennt: »Ich wurde vom Fieber des Hochmuts und der Wollust verzehrt.« Er geht bei seinem Vorhaben planmäßig vor. Und er ist sich seiner Sache sicher, zumal er ein strotzendes Selbstvertrauen besitzt, nicht nur als philosophischer Dozent, sondern auch als Mann. »Ich hatte«, brüstet er sich vor der Nachwelt, »einen derartigen Ruf, ich war mit solcher Jugend und Schönheit begnadet, dass ich keine Zurückweisung fürchten zu müssen glaubte, wenn ich eine Frau meiner Liebe würdigte, mochte sie sein, wer sie wollte.«

Abaelard hat sich wie ein Feldherr eine Strategie zurechtgelegt. Sein tadelloser Ruf als Bürger und Gelehrter soll ihm hierbei von Nutzen sein: »Ich trat, durch die Vermittlung einiger Freunde ihres Onkels [Fulbert], mit diesem in Beziehung. Sie bewegten ihn dazu, mich in sein Haus, das ganz in der Nähe meiner Schule lag, gegen einen Pensionspreis, den er festlegen würde, aufzunehmen. Ich gebrauchte dabei den Vorwand, dass mir bei meinem Gelehrtenberuf die Sorge für mein leibliches Wohl hinderlich sei und mich auch zu teuer zu stehen komme. Fulbert liebte das Geld;

dazu kam, dass er darauf bedacht war, seiner Nichte dabei zu helfen, in ihrem Streben nach Gelehrsamkeit möglichst große Fortschritte zu machen. Indem ich seinen beiden Leidenschaften schmeichelte, erhielt ich ohne Mühe seine Zustimmung und erreichte das, was ich wollte.«

Fulbert glaubt nicht nur, durch dieses Abkommen einen gut zahlenden Kostgänger zu erhalten und quasi nebenbei für seine Nichte Héloïse gratis den besten Hauslehrer von Paris engagiert zu haben, er fühlt sich durch den berühmten Untermieter sogar in seiner Ehre und Eitelkeit geschmeichelt. Dass er sich den Wolf in den Stall geholt hat, worin er ein ihm teures Lamm hegt, ist ihm nicht bewusst. Im Rausch seines Triumphs schreibt Abaelard: »Er [Fulbert] überließ mir Héloïse ganz und gar zur Erziehung und bat mich obendrein dringend, ich möchte doch ja alle freie Zeit, sei es bei Tag oder bei Nacht, auf ihren Unterricht verwenden, ja, wenn sie sich träge und unaufmerksam zeige, solle ich mich nicht scheuen, sie zu züchtigen.«

Abaelard zieht also in das Haus des treuherzigen Fulbert und unterrichtet Héloïse in Dialektik und Rhetorik – und bald auch in der Liebe. Beide entdecken die Freuden der sinnlichen Lust, für beide ist es das erste Mal, und ob Abaelard seine Héloïse züchtigt, weil sie »träge« war oder weil dies zu ihrem Liebesspiel dazugehört, bleibt beider Geheimnis. Aus den Andeutungen, die sie in ihrem Briefwechsel hinterlassen haben, ist jedenfalls zu schließen, dass sie die körperliche Liebe als leidenschaftlichen Sinnenrausch durchlebt und genossen haben. Abaelard, vor Kurzem noch ein eher trockener, rational denkender Dialektiker, jubiliert:

»Ich kann es jetzt wohl kurz machen: Der Hausgemeinschaft folgte die Herzengemeinschaft. Der Unterricht bot uns die Gelegenheit, uns ausgiebig unserer Liebe zu widmen, und die geheimen Schlupfwinkel, welche die Liebe sich wünschte, bot das Studium der Lektüre an. Sobald die Bücher aufgeschlagen waren, war alsbald mehr die Rede von der Liebe als von dem gelesenen Text. Es gab mehr Küsse als Lehrsätze. Die Hände fanden ihren Weg öfter zu den Brüsten als zu den Büchern. Die Liebe ließ öfter unsere Augen sich ineinander spiegeln, als das Lesen sie auf den

Text hinlenken konnte. Um weniger Verdacht zu erregen, gab es zuweilen Schläge, aus Liebe, nicht aus wütender Erregung, aus Zuneigung, nicht aus Zorn, damit sie köstlicher wären als alle Salben. Schließlich unterließen wir in unserer Gier keine Abstufung der Liebe, und wenn sich die Liebe etwas Ungewöhnliches ausdenken konnte, wurde auch das ausprobiert. Da wir diese Freuden bis dahin noch nicht erfahren hatten, kosteten wir sie umso glühender aus und wurden ihrer nicht überdrüssig.«

Beide genießen nicht nur die körperliche Lust. Sie sind sich von Anfang an bewusst, dass sie auch intellektuell einander ebenbürtig und vom Schicksal füreinander bestimmt sind. Dies, dessen sind sie überzeugt, rechtfertigt ihr Tun auch vor Gott. Ihre Liebe mag nach den Konventionen des Moralkodex sündhaft und unehrenhaft sein, vor Gott jedoch folgen sie nur einer Bestimmung. Es ist das Gesetz der Liebe, das sie befolgen, das Recht der Liebe, das sie für sich ganz natürlich in Anspruch nehmen. Insofern lösen beide ihren Liebes- und Lebensanspruch aus den engen Konventionen ihrer Zeit und aus dem überhöhten Liebesideal des Minnesangs, das in den Dichtungen jener Zeit verklärt wird: Danach muss die Liebe des Sängers zur Hohen Frau unerfüllt bleiben, um sie nicht zu beflecken und um in der poetischen Liebesklage ein sublimierendes Äquivalent zu finden. Beinahe spöttisch spielt Héloïse in einem Brief auf diese Kunst des Minnesangs und seiner stets leidenden Protagonisten – Sänger wie Dame – an, wenn sie schreibt: »Welche Fürstin, welche Hohe Dame beneidete mich nicht um meine Freuden, um das Lager meiner Liebe?«

Freilich, die Liebe löst auch bei Abaelard die Zunge. Aber nicht das Leid, sondern die Freude und die Lust nötigen ihn, zur Feder zu greifen und dies in Reime zu fassen. Bald kursieren die Lieder unter den Studenten in Paris, bald werden sie in andere Regionen des Landes weitergetragen, rezitiert und auf Melodien gesungen, die der Autor ersann, oder die ihnen von bekannten Liedern entliehen wurden. Nicht nur die Studenten, auch Héloïse kennt und singt diese Weisen (und nur der naive Fulbert kennt sie nicht oder blendet alles aus, denn das Kostgeld, das Abaelard ihm zahlt, bedeutet ihm zu viel). Héloïse rühmt die plötzlich aufbrechende